

# Wytenalp [Fortsetzung]

Autor(en): **Fasnacht, Clary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 42

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648560>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Wytenalp

Unveröffentlichte Erzählung aus der Zeit nach Napoleon I. Feldzügen

22. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Marieli Mettler schlief, übermüdet wie sie war, bald ein am Küchentisch, wo über dies und das geredet wurde. Sie sah nicht mehr, wie der Blick der gütigen Frau auf ihren blonden Flechten ruhte, hörte nicht, was sie dabei sagte:

„Einer Idee nach geht das brave Mädchen in die kalte Welt? Müht sich wohl vergeblich, gutzumachen, was böse Zeiten, Unachtsamkeit, Vergesslichkeit verschuldet! Jere Gott, wenn eines meiner Kinder so arm dran wäre wie dieser Gottlieb! Mir ist, ich könnte keine Ruhe finden im Grabe! Fritz, vom nächsten Trupp, der betteln kommt, nehme ich eines zu uns! Wo acht essen, wird wohl auch für ein Neuntes noch ein Löffel Habermues zu finden sein! Und ein Strohsack zum Schlafen!“

„Jä! Wenn es mit dem gemacht wäre! Mutter Jenzer, hunderte Heimatloser hat die vergangene Kriegs- und Revolutionszeit in unser Schweizerländchen hinein geschwemmt, tausende vielleicht, hohe und niedere, und nicht alle stammen ursprünglich aus unserm Land. Der junge Napoleon, die Königin von Holland, die Hortense, kauften sich ein, und ich bin gut dafür, dass der uns vergisst, wenn er ans Ruder kommt, wie er hofft ...“

„... Um so besser! So fährt unser Schiff ungefährdet zwischen den aufeinander neidischen Mächten durch!“

„Wollen's hoffen, Jenzer, wollen's hoffen! Darum eben müssen wir die der Eidgenossenschaft zu erhalten suchen, die mit dem Herzen zu uns gehören und nicht von der Heimat lassen können, wie diesen Gottlieb, diese Marie Marei! Ein Gesetz muss einmal her, dass sie eingebürgert werden, gehe es wohl oder übel! Sie, deren Aetti oder Gross-ätti für uns alle gestritten in Schweizerregimentern, die unser Land stellen musste, als es zu tiefst am Boden lag. Das sind wir den Braven von der Beresina schuldig!“

Es wurde still in der dämmerigen, geschwärzten Bauernküche. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Mutter Jenzer, die bei den schlafenden Kindern nachgesehen hatte, kam zurück: „Es scheint ausgetobt zu haben, das Wetter, aber der Regen strömt unaufhörlich wie die Sündflut. Vater Gugelmann, Ihr könnt in unser Bett, und die Jungfer da ...“

„Macht Euch keine unnötige Mühe, Mutter. Wir sind wohl da, wo wir sind, wir Mannen. Geht Ihr nur, und nehmt das Mädchen mit. Es hat viel erlebt heute, und braucht morgen einen klaren Kopf.“

„Ja“, spann der Bauer nachher den angefangenen Faden weiter, als sie bei einem Glas Wein zusammenhockten, „Kampf wird es geben, bis es soweit ist, wie Ihr meint, Vater Gugelmann. Aber was bedeutet er nachher, wenn alles im Guten ist? Ich wollte nicht in der Berner Regierung sitzen, nicht in der Tagsatzung. Man arbeitet an einer Bundesverfassung, heisst es. Ist's so?“

„Jä! Das möchte ich noch erleben, eine einheitliche Verfassung fürs Schweizervolk vom Bodensee bis zum Genfersee, von Basel bis Chiasso hinunter! Vier Sprachen umfassend, Jenzer, deutsch, welsch, italienisch, romanisch ... und Toleranz des Glaubens auf dem Gebiet der ganzen Eidgenossenschaft, einerlei Münz und Geld, einerlei ... nein, man darf die Kantone nicht zu sehr einengen, aber

immerhin: Wehrbereitschaft nach aussen unter einer eidgenössischen Regierung, unter einem eidgenössischen Kommando! Das möchte ich erleben, dass man draussen sieht: Die Schweizerische Eidgenossenschaft ist erstarkt, gibt sich selbst gerechte Gesetze, achtet jeden Bürger gleich vor dem Gesetz nach altem Grundsatz, der die Ahnen zu Bündnen schreiten liess untereinander.

Und mir scheint, Jenzer, das, was dieser Gottlieb erleidet seit seinen jungen Jahren, was ihm Herz und Liebe eines braven Meitschis erwarb, das helfe mit, den Grund legen für ein Schweizerhaus, das Schutz und Schirm einem jeden bietet, der es verdient, vorab seinen eigenen Kindern. Das walte Gott!“

\* \* \*

Nun war die Tochter aus dem fernen, bernischen Voralpendsdörfchen im grossen, schönen, alten Basel jenseits des Jura, stand sinnend am majestätisch dahinströmenden Rhein, der auch die Wasser ihrer engern Heimat dem grossen Ziele zuführte, dem Meer, das keine Eile mehr kannte, in seiner zeitlosen Grösse und Weite und Unendlichkeit.

Marieli Mettler, deren junges, empfängliches Herz sich auf dieser in fremde Landesteile führenden Reise geweitet hatte, auf der ihr durch Gottes Fürsorge, wie sie felsfest glaubte, die Wege geebnet worden waren, fühlte eine wohlige Müde in den jungen Gliedern.

Ihr erstes Ziel war erreicht: Gleich nach dem Verlassen der Postkutsche mit der Aufschrift Aarburg-Hauenstein-Basel, hatte sie sich nach dem Spital erkundigt, war vom Marktplatz her eine steile, breite Treppe hinaufgewiesen worden und nach einigen Rechts und Links vor dem Portal gestanden, wo eine Schwester nach ihrem Begehrt fragte und die schicke Bernerin zur Oberin führte.

Nun musste sie warten, bis die Vielbeschäftigten Zeit fanden, nach einem einbeinigen, längst verstorbenen Mann nachzuforschen in den Spitalbüchern. Warten in Geduld, wie der gute Tuchherr Gugelmann vorausgesagt.

Unwillkürlich faltete Marieli die durch die Untätigkeit der letzten Tage weich gewordenen Hände: „Grosser, starker Gott, der Du die jungen Schweizer hinausziehen liessst in die Fremde wie diese grünen, eilenden Wellen, die doch wieder zurückfluten, von Deinen Winden getragen, und unsere Berge mit Schnee und Wasser begiessen, gib, dass auch sie sich wieder in die Heimat zurückfinden, wenn ihre Zeit gekommen! Gib Vater Gugelmann den lieben, fernen Sohn wieder, und meinem Gottlieb den Vaternamen, die Heimat damit.“

Nun wollte sie stark sein, nicht mehr zurückjammern, vorwärts sehen, um mit Gottes Hülfe suchen eine Zukunft zu schaffen, wo sie in Ehren gehen konnte, immerdar.

Langsam, mit nach innen gerichteten Blicken, ging das grosse Mädchen in der Bernertracht dem Stadtinnern zu, durch enge Gassen mit hohen Häusern, wo Menschen geschäftig drängten. Endlich getraute es sich, eine aus einer

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann  
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49